

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 12

Sonntag, den 22. Juni

1919

Sommergewitter.

Von Bernhard Flemens.

(Nachdruck verboten.)

Der Pastor sah, daß der Junge erregt war. Seine Gutmütigkeit riet ihm, ihn nicht noch mehr zu reizen. Er legte bedächtig seine Serviette zusammen, und lehnte sich in den Rohrstuhl zurück und starrte geistlich ins Leere.

Aber die Pastorin konnte sich nicht mähtigen.

„Wir haben dich in jeder Weise gefördert, haben dir erlaubt, deine Studien auf der Unterprima zu unterbrechen und ins Feld zu ziehen. In drei Generationen meiner Vorfahren ist jedes männliche Glied der Familie Geistlicher geworden, zwei haben es sogar zum Superintendenten gebracht, und du kriegst nun den albernsten Gedanken in den Kopf, Bauer zu werden, willst nicht mehr auf die Schule zurück — es ist himmelschreiend!“

„Und ich danke dafür, diese erbliche Belastung weiter in die Zukunft zu schleppen, ich hab's nach den Erlebnissen im Felde satt, mich auf den Schulbänken herumzubrüden, und wenn hier irgend etwas albern ist, so ist's —“

„Karl, es ist besser, du verläßt jetzt das Zimmer,“ rief der Pastor dazwischen.

Karl sprang auf, knallte die Tür hinter sich zu und lief in sein Zimmer hinauf. Er rannte ein paar Mal auf und ab. Dann kam ihm zum Bewußtsein, daß er zu weit gegangen war.

„Doll frech! Wahrhaftig doll frech! Aber es mußte ja so kommen. Jetzt mögen sie einsehen, daß sie nachgeben müssen.“

Er hatte nie darauf gepocht, der einzige Sohn wohlhabender Eltern zu sein. Sparsamer als er konnte man schon nicht sein. Aber sein alter Herr hatte ja selbst zugegeben, daß er schon über die Mittel verfüge, ihm ein kleines Bauerngut kaufen zu können. Wozu hatte er seine breiten Schultern und kräftigen Fäuste? Vielleicht, um damit aufs Kanzelbrett zu hauen? Freilich — nun fehlten an der rechten Hand ein paar halbe Finger, und die leise Steifheit des Beines würde sich auch wohl schwerlich wieder geben. Aber das war kein ernster Hinderungsgrund, einen Pfug zu führen, die Sense ins Korn zu hauen, oder Stallmist zu schleben. Mochte sich die Mutter anstellen, wie sie wollte, er gab jetzt nicht mehr nach.

Unten im Hause klappten Türen. Es kamen Schritte über den Korridor, der an seiner Stube vorüber nach dem Schlafzimmer der Eltern führte. Der Pastor und seine Frau gingen zeltig zu Bette. Sollte er hinausgehen und für seine Heftigkeit um Verzeihung bitten? Nein. Sie könnten es auffassen, als gäbe er klein bei.

Bald war es ruhig im Hause. Er saß auf der Fensterbank und sah hinaus. Es war schwül. Duft von Jasmin und blühenden Linden quoll herein. Karl glaubte es im Zimmer nicht mehr aushalten zu können.

Kurz entschlossen riß er Kragen, Rock und Weste ab und streifte einen dünnen Weinenrock über. Dann steckte er Zigarren zu sich und schob die langen Beine durchs Fenster, bis die Fußspitzen die oberste Sprosse des Weinspalters erreicht hatten. Das war von ihm selbst mit kräftigen Nägeln an die Wand gebauen und schon öfter bei Tage und bei Nacht als Rotleiter benutzt worden.

Aber dem Dorfe stand dunkel und leise rauschend der Buchenwald. Karl überlegte, ob er hinaufstiege, entschied sich dann aber für den Fluß, da es im Walde wahrscheinlich noch schwüler sein würde. Es lästerte ihn außerdem nach einem kühlen Bade. Er zog Schuhe und Strümpfe aus und schritt über die Wiesen dem Flusse entgegen. Die Kühle des Bodens war eine Wohltat für die Fußsohlen. Dängs dem Flusse dehnte sich eine Weidwiese. Hier hatten sie gestern Abend ein Wettrennen veranstaltet. Bindemanns Rechte und

er, nachdem sie die Pferde in die Schwemme geritten hatten, weil So etnen Bauerngaul zwischen den Schenkeln haben! Ta-rupp, ta-rupp, ta-rupp — —. Und er setzte sich plötzlich in schnellere Bewegung, den schwerfälligen Galopp der Gänse nachahmend. Dann mußte er über sein Hintert herzhaft lachen und lachte sich den Rest seiner Veräppelung vom Herzen weg.

„Wer hel' for'n Stuten utgibt, werd'r ol' for' efröten,“ sagte Bindemanns Erna. Und die hatte immer recht. Ein Prachtkehl, dies Frauenzimmer! Die hatte ihm ein Beispiel gegeben, wie man es machen mußte. Durchbrennen, einfach durchbrennen! Sie rückte aus der noblen Harzburger Penstons aus, wie das Heimweh sie riß, Stand plötzlich dahinter im Kuhstall und fütterte die Kähe, als sie von Eltern und Geschwistern bemerkt wurde. Bindemanns Mutter hatte wußt über den Ausreißer geschimpft. Aber der Alte schmunzelte und sagte:

„Süh, Mäken, dat's gaut! Bliem du mit de Fäute in'm Meß' denn sau stehste war!“

Er sah die Erna in ihrer blondrofigen Bauernfrisch vor sich und beschloß, bei der Rückkehr Steinen an ihr Fenster zu werfen.

Aber nun war er bei den Uferweiden, brach durch rauschende Dickicht, brannte sich die Hände an den hohen Nesselbüscheln, und kam an einen grasigen Uferstreifen. Da zog er sich aus. Schweres Gewölz ballte sich über die Schwelle und erbrückte die dünne Mondscheibe. Ein dumpfes Rollen ließ sich hören. Er brannte eine Zigarre an, um sich von den Mücken zu schützen, die in singenden Wolken über dem Wasser hingen. Dann ging er über den kieseligen Grund eines Bucht, im Wasser plantschend in der Mole, sog an seinen Zigarre und lauschte auf die leise Flut, die um die Mole strömte und quirlte.

Wie schön und befreiend war es, wie das so dunkel und so sicher dahinströmte! Kiebiße riesen in den Wiesen, und vom Waldsaume geisterte ein Flegelmelkpaar herüber. Das Grollen in der Ferne wurde stärker. Ein Blitz lief waghalsig über jäh erhellte Bergkämme.

„Famos!“ rief er begeistert.

Dann ging er ins Wasser, bis es ihn an die Arme reichte, nahm die Zigarre in den Mund und ließ sich, auf dem Rücken liegend, langsam stromab treiben. Es amüsierte ihn, wie sich die Mücken vor dem aufsteigenden Rauche zerteilten. Noch funkelten hoch über ihm Sterne. Aber einer nach dem anderen wurde von dem vorrückenden Gewölz ausgelöscht. Das Grollen kam näher. Die Blitze wurden blauer und heftiger, rissen gewaltsam Landschaftsteile aus dem Dunkel, die ebenso von ihm wieder verschluckt wurden. In einer solchen Blendquelle sah Karl plötzlich die Umrisse von etwas Lebendigem, das aus der Ufernähe ins Tiefe strebte.

„Wer ist da?“ rief er, hörte einen Aufschrei, ein Plätschern, und die Erscheinung war verschwunden.

Er warf sich ins strömende Wasser und blühte scharf voraus. Da tauchte vor ihm der Kopf eines Schwimmers auf. Das überraschte ihn sehr; denn zu dieser Zeit badete hier niemand aus dem Dorfe. Er schaute sich hier als Herr und rief ärgerlich: „Z zum Donnerwetter, wer ist denn das! Der Unbekannte gab keinen Laut von sich. Karl machte sich an die Verfolgung. Er wollte wissen, wer das war. So schwammen sie prustend und schaufend hinter einander her, und Karl hatte schon die Empfindung, daß es lächerlich von ihm sei, den anderen zwingen zu wollen, daß er sich ihm bekannt gebe. Da klang durch Prusten und Schraufen ein lautes Mädchenruf.

„Erna, das bist du!“

„So schrek doch nicht so! Wenn das wer hört!“

„Ach was — pft — hier ist keiner — pft — wie kommst du bloß um diese Zeit hierher? — pft —“

„Ebenso wie du — bist — was rennst du überhaupt bist — so hinter mich her?“
„Rennen ist gut“ meinte er.
Sie hatte unterdes gegründelt und stand, tief atmend, in vier, fünf Meter Entfernung vor ihm, bis an den Hals im Wasser. Er schwamm herzu, grübelte ebenfalls und wollte ihr die Hand reichen. Aber sie wich zurück.

„Keinen Schritt näher, sonst schrei ich.“
„Du, wer sollte denn vorhin nicht schreien? Na, na — sei nicht dange — ich bleib schon hier.“
Ein Blitz sprang aus den Wolken. Da spritzte sie ihm auch schon Wasser entgegen.

„Nicht guden!“
„Gude einer in dieser Finsternis. Aber sag, wie kommst du hierher?“

„Beggelaufen! War mir zu schwül auf der Kammer. Und nun schwimme mal schnell 'ne Gude weg, ich will raus. Es kängt schon an zu regnen.“

„Ich denke nicht daran,“ sagte er und trat näher.
Sie ließ sich sofort ins Wasser fallen.

„Karl du bist ein Ekel, wenn du mich — bist — nicht zufrieden läßt, sag ich's deinem Vater.“

„Das wirst du schon bleiben lassen. Wenn der erfähre — na, laß das alte Spritzen — bist — ich kriege dich doch —“

Sie nahm es für Ernst.
„Karl — ich — ich — bist — du —“

Wie er merkte, daß sie wirklich Angstlich wurde, tat sie ihm leid.

„Ich kehre nur unter einer Bedingung um —“
„Welche?“

„Einen Kuß.“

„Fällt mir garnicht ein.“

„Nicht? Na, dann hol ich 'n mir selbst.“

„Rein warte mal, meinertwegen. Aber jetzt nicht. Nachher. Dummer Bengel!“

Er schwamm zurück, warf sich heftig in den Strom und ließ seine Kleidung. Während er hinein fuhr, begann es auch zu regnen. Dann hörte er Ernas Stimme.

„Karl, wo bist du?“

„Hier! Wo bist du?“

Hinter der zweiten Mole, wo das Ufer hoch herüberhängt. Komm her, wir haben hier Schutz!“

Sie hatte sich gegen die Uferböschung und unter das dicke Weidicht gekauert und sah einigermassen geschützt. Er schämte sich sehr, sagte nichts und zögerte, zu ihr heranzurücken. Still saßen sie stumm nebeneinander, denn das Wetter brach schnell und gewaltig über sie herein. Der Regen rauschte in die Weiden, die sich duckten und wild um sich schlugen. Ueber dem Fluß brüllte der Donner und grellblaue Blitze erschellten den Regenschwall. Aber so plötzlich wie es kam, so verzog es sich wieder. Der Regen wurde dünner, die Blitze matter und gelber, und die Räume zwischen ihnen und dem Donner wuchsen.

Da neigte sich der Mädchenkopf zu dem Jungen und küßte ihn. Er hielt still wie unter einem unerhörtem Glanz und lauschte ihrem Geplauder, das ihn wie das sanfte Regengeriesel umströmte. Schließlic wurde auch er gelpächlig. Und sie saßen und schwatzten wohl eine halbe Stunde in die aufglimmernde Sternendracht.

Mit der Klarheit der Nacht kam auch Klarheit und fester Lebenswille in ihm. Und als er über's tropfende Weinspalter seinen Weg in die Kammer fand, wußte er seinen Weg unerrückbar vor sich.

China — ein sozialistischer Staat im 11. Jahrhundert.

Alle Staatseinrichtungen, alle politischen Kombinationen, die irgend denkbar sind — China hat sie im Laufe seiner viertausendjährigen Geschichte versucht, abgeschafft und wieder versucht. So dünkte es gerade heutzutage interessant sein, daran zu erinnern, daß das „Reich der Mitte“ auch schon einen sehr gründlichen Versuch mit dem sozialistischen Staat gemacht hat, und daß die rationalistische Denkweise: durch Herstellung eines Zustandes völliger Gleichheit eine wunderbare Harmonie des Wirtschaftslebens, gleichen Wohlstand für alle oder wenigstens „das größte Glück der größten Zahl“ zu erreichen, in China die gründlichste theoretische Durchbildung und praktische Erprobung schon vor 900 Jahren erfahren hat. Nach seiner Revolutionsperiode, die ihren

Höhepunkt in einem sozialistischen Laumel fand, der den heutigen Zuständen in Rußland nicht unähnlich war, wendete sich die sinnlose Zerföhrung um zu dem Versuch eines praktischen Sozialismus, dessen wissenschaftlicher Begründer der Wirtschaft- und Geschichtslehrte Wang-gan-Che war. Man kann diesen verstandsklaren und energiegelassen Menschen als den Vorläufer Karl Marx bezeichnen. Seine Gedankenwege und Folgerungen bedeu sich vollkommen mit der sozialistischen Lehre des Letzteren. Seine Ideen, die er in einer Art Enzyklopädie niederlegte, fanden eine ungeheure Anhänger-schar, der er allein als der Mann galt, der das Land aus der allgemeinen Not und Verwirrung zu Hebung vermöge. Auch der Kaiser und die Regierung ließen sich von Wang-gan-Che überzeugen, der bei der Durchführung seiner wirtschaftlichen und kulturellen Ideen allen ein gleich glückliches Dasein verpfi. Im Jahre 1069 wurde ihm zur Durchführung seiner sozialen Reformen die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen, und er hatte alle Machtmittel für sich, um den in Aussicht gestellten harmonischen Gleichgewicht zu verwirklichen. Er begann sein Werk mit unbestimmter Energie. Von dem Grundprinzip ausgehend, daß der Staat der alleinige Inhaber und Verwalter alles Eigentums sei, sollte der Staat auch der alleinige Landwirt und Kaufmann sein, er hatte über die Bedürfnisse und Fähigkeiten eines jeden Einzelnen zu entscheiden, die ersteren nach seinen eigenen Ermessen zu befriedigen, die letzteren seinem Dienste nutzbar zu machen. Es sollte fernerhin keine Reichen und keine Armen mehr, sondern nur einen bescheidenen Wohlstand geben. Die Mehrheit des Volkes jubelte dem kühnen Reformen begeistert zu, und seine Verfügungen wurden mit der größten Tatkraft in die Wirklichkeit übersezt. Wang-gan-Che monopolisierte zunächst den Boden, um die Ernährung sicher zu stellen. In jedem Distrikt des Landes wurden Vollzugsräte gebildet, die alljährlich das zu bebauende Land und das Ausaatgetreide zu verteilen hatten. Der Gesamtertrag der Ernte gehörte dem Staate, der diese nach den Bedürfnissen und der Bevölkerungszahl zur Verteilung bringen sollte. Um das Kapital zur Durchführung des Bodens- und Getreidemonopols zu gewinnen und zugleich um die Vermögensungleichheit der Staatsbürger zu beseitigen, wurde den Reichen eine besondere Besitzsteuer auferlegt. In der Kapitalansammlung, im Reichtum einzelner, sah Wang-gan-Che die Ursachen aller sozialen Uebelstände, und um den privaten Reichtum zu beseitigen und Neubildung zu verhindern, wurden Handel, Geldverkehr und Gewerbe verstaatlicht. Wenn absolute Gleichheit des Besitzes herrsche, so folgerte Wang-gan-Che, würden Neid und Haß, kurzum, alle bösen Leidenschaften, die Reichtum und Besitz erzeugen, mit einem Schlag verschwinden und ein allgemeines moralisches Wohlverhalten sich überall, und zwar von selbst, einstellen.

Fünfzehn Jahre war es Wang-gan-Che gestattet, das Land und alle seine sozialen, rechtlichen und religiösen Einrichtungen von oben bis unten umzugestalten. Die ganze Verwaltung arbeitete in seinem Sinne.

Aber alles blieb umsonst, weil der ganze sozialistische Zeengang Wang-gan-Che an einem Frgugschluß litt: an der naturrechtlichen Fiktion vom normalen, freien und gleichen Menschen und vom Staat als der bloßen Summe solcher Menschen mit gleichen Tugenden und Einsichten!

Aus der Verlekkung der Grundtatsachen, daß die Menschen eigen — daher verschiedenartige Lebewesen sind, resultierte auch die falsche Rechnung Wang-gan-Che's.

Da der Anreiz des eigenen Erwerbes fehlte, ging die Arbeitsleistung auf allen Gebieten rapide zurück. Die Ernten wurden immer geringer, die Handelsgeschäfte brachten keinen Uberschuß, die Gewerbetreibenden wurden tenn und mangelhaft. Jeder arbeitete nur soviel als er unbedingt mußte. Das Glend und die Not nahmen in erschreckender Weise zu. Die Faulheit feierte Triumphe; jeder verließ sich auf den Staat, der verpflichtet sei, allen und jedem zu einem sorglosen Dasein zu verhelfen. Wang-gan-Che's soziales System war von oben bis unten mit voller Eifer durchgeführt worden, aber der Plan mußte scheitern, weil die Verschiedenartigkeit der Individuen und der Charaktere nicht durch Gesetz beseztigt werden kann. Der Tod des Kaisers; der ein überzeugter Anhänger der Sozialreformen Wang-gan-Che's war, führte auch den Sturz des letzteren herbei. Er überlebte den Umschwung der Dinge nur kurze Zeit. Von seiner Einrichtungen und Reformen blieb so gut wie nichts übrig.

Gotthar Wenig-Göbing.

Wenn Sie die Entschädigungen zahlen müßten . . .

Angehts des Verlangens unserer Feinde, ihnen ungehörte Milliarden zu zahlen, ist es nützlich, zu lesen, wie sie sich früher Entschädigungen beurteilt haben. Der französische Akademiedirektor Jules Bayot schrieb 1908 in seinem Lehrbuch „La Morale a l'Ecole“ (Seite 224), das für den Unterricht in der Mittel- und Oberstufe der französischen Volksschulen bestimmt ist:

„Die vollkommene Sklaverei: Wenn wir von neuem besieg würden, würden wir untergehen im Elend, denn der Sieger zzt uns eine Kriegsschuld auf, die vollkommener Sklaverei entspricht. Eine Kriegsschuld von 10 Milliarden bedeutete für jeden Familienvater eine Schuldenlast von 1500 Franken. Ein Arbeiter, der täglich drei Franken verdient, müßte also, um nur die Zinsen zu bezahlen, drei Wochen im Jahre oder alle 17 Jahre ein Jahr umsonst arbeiten. Das würden drei Jahre Sklaverei in einem Arbeiterdasein bedeuten. Welch Unglück und welche Schande! Eine Niederlage würde uns Franzosen zu einem Volk des Hungertodes machen. Unsere Industrie, erdrückt von Bösen, könnte nicht gegen die fremde Konkurrenz kämpfen. Die Niederlage würde als Folge eine unsagbare Verarmung bringen. Deshalb müssen wir im Kriegsfall kämpfen mit dem ausgesprochenen Willen, nicht in Sklaverei zu verfallen, die aus uns eine Nation des Hungertodes machen würde.“

Vor dem Kriege wurde also auf den französischen Schulen gelehrt, daß eine Kriegsentuschädigung von nur 10 Milliarden ein Volk zu Sklaverei und zum Hungertod bringe. Dies hindert die Franzosen aber nicht, jetzt das Zehnfache vom deutschen Volke zu verlangen, das außerdem noch die eigene Kriegsschuld zu tragen hat!

Die Darmstädter Kunstausstellung.

Unser Darmstädter Mitarbeiter schreibt uns:

In Darmstadt wurde auf der Mathildenhöhe die neue Ausstellung eröffnet. Ihr Titel „Die Kunst des Jahres“ drückt das beachtlichste Programm aus. Aber der Erfüllung des Programms stellten sich aber diesmal ungeahnte Schwierigkeiten in den Weg. Zunächst fiel die Kunst aller bestesten Landestteile aus. Aber auch aus dem übrigen Gebiet konnte nicht alles herangeholt werden, was man gerne gehabt hätte. Vielfach hatte der Bahnverkehr versagt, teilweise haben auch die Künstler ihre Werke den unsicheren Verkehrsverhältnissen nicht anvertrauen wollen. Trotzdem aber die Ausstellung infolge solcher Umstände Bruchstück geblieben ist, muß sie als bedeutende Leistung anerkannt werden. Es ist doch eine Tat, wenn in Deutschland unter den augenblicklichen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und wenige Minuten vor der feindlichen Front soviel Kunst zusammengebracht werden kann, und so viele Interessenten sich finden, wie die Eröffnung der Ausstellung sie versammelte.

Die helle Sonne, die über der Künstlerkolonie lachte, und die wundervolle Umgebung Darmstadts überstrahlte, machte wieder einmal so recht deutlich, was für ein herrliches Plätzchen doch gerade die vom früheren Großherzog geschaffene Mathildenhöhe für Zwecke der Kunst ist.

Im allgemeinen sind die Bilder und Skulpturen auf die Säle gut verteilt. Es findet sich manche wertvolle Kunst alten Stils. Da ragen die wundervollen Parklandschaften von Anna Beyer hervor, oder die höchst feinsinnigen Interieurs aus dem alten Schloß von Franz Gutb. Eine herrliche Sandhaft von Ubbelohde kommt weniger zur Geltung, v. Kardoff ist mit einer echten holländischen Sandhaft vertreten. Unter den Bildnissen ragt dasjenige „Eines Geistigen“ von Willk Jaedel hervor, das in den Augen intensivstes Seelenleben konzentriert, hinter welchem die äußere Umgebung verschwindet. Der Darmstädter Maler Rebeil ist ein besonders vielversprechendes Talent mit großem Wurf ins Monumentale. „Der Ochse“ ist ein Werk tierischer Kraft und tierischen Behagens, „Das Füllen“ mit seiner zarten Linie und seiner duftigen Farbe ein Symbol der Jugend. Wie überall fällt sich auch in Darmstadt das Publikum am fremdsten im Saal der modernen Kunst. Da versucht Joseph Herz den tragischen Konflikt zwischen der äußerlichen Bunttheit und der inneren Beere des Künstlerlebens wiederzugeben. Im „Heiligen Franz“ vertragen sich die Farben und Kreislängen des Tier- und

Pflanzenwelt in der Gestalt des Heiligen. Walter Clemm heißt der Maler. Arthur Kampf gibt in seinem „Eoehomo“ den Kontrast zwischen dem idealen Dulder und der brutalen spießrischen Gewalt. Von Lovis Corinth ist ein eigentümlich aufgefaßter „Raub der Helena“ ausgestellt, von Samburger ein Bildnis des Bildhauers Flohmann. Wenig kommt der Krieg zum Ausdruck. Nur in dem prachtvollen Kopf des Kriegers „Vor dem Sturm“ klingt noch einmal etwas an von der gewaltigen Kraft, die Deutschland im Kampf um seine Existenz entfaltet. Unter den Plastiken fällt der Bronzekopf von Adolf Hermann mit besonderer Lebendigkeit auf. Schon ist eine ganze Anzahl von Werken verkauft. Im Lande der sogenannten Barbaren ist also der Sinn für das Schöne, der Sinn für ernstes Ringen um Ausdruck seelischen Erlebens, noch stark lebendig. Hoffen wir, daß der kommende Friede solches deutsche Kulturleben nicht völlig erdrückt.

Das Haltbarmachen von Früchten ohne Zucker.

Früchte können mit einfachen Mitteln ohne Zucker haltbar gemacht werden, um später im Bedarfsfalle — mit Zucker oder Süßstoff vermischt — zur Herstellung von Suppen, Lunken, Gelees, Marmeladen, Mus und erfrischenden Getränken verwendet zu werden. Bei dem augenblicklichen Zuckermangel ist die Verwendung gut ausgereifter Früchte besonders zu beachten, da in solchen der natürliche Zucker in größeren Mengen vorhanden ist als in unreifen Früchten.

1. Rhabarber in Flaschen mit rohem, kaltem Wasser.

Rhabarber wird geschält oder ungeschält in so kleine Stücke geschnitten, daß diese sich leicht in Flaschen füllen lassen. Dann gießt man soviel frisches Wasser auf die Rhabarberstücke, daß diese bedeckt sind, kocht die Flaschen zu und verläßt sie. Ist kein Lak vorhanden, so ist Gips oder Pergamentpapier zu verwenden.

2. Rhabarber in Flaschen mit abgekochtem Wasser.

Rhabarber wird in gleicher Weise wie in Vorschrift 1 vorbereitet, nur fällt man abgekochtes, kaltes Wasser auf die Rhabarberstücke, verkorkt die Flaschen und verschließt sie wie in Vorschrift 1.

(Dieses Verfahren ist dem ersteren vorzuziehen, weil die Früchte bei der späteren Verwendung schneller weich kochen, als es bei dem ersteren der Fall ist.)

3. Rhabarber in Flaschen mit Wasser — sterilisiert (im Wasserbad gekocht).

Rhabarber wird wie in Vorschrift 1 vorbereitet; dann fällt man frisches Wasser auf die Rhabarberstücke, verkorkt die Flaschen und bindet den Korken mit Bindfaden fest. Die Flaschen werden nun mit Heu, Zeitungspapier oder alten Lächer umwickelt und in einen großen Kochtopf gestellt, dessen Boden mit Heu oder Zeitungspapier ausgelegt ist. Dann gießt man soviel kaltes Wasser in den Kochtopf, daß die Flaschen drei Viertel im Wasser stehen, setzt den Kochtopf auf Feuer, deckt ihn fest zu und kocht die Flaschen 30 Minuten, vom Kochen an gerechnet. Dann nimmt man den Topf vom Feuer, läßt die Flaschen in dem Wasser erkalten und verschließt sie nach Vorschrift Nr. 1.

4. Rhabarber mit Wasser in Patentverschlußgläsern wie: Beck, Rex usw.

Rhabarber wird gewaschen, geschält oder ungeschält in glibedlange Stücke geschnitten, mit kochendem Wasser, dem eine Messerspitze Natron zugesetzt ist, überbrüht. Die Stücke legt man sorgfältig in die sauberen Gläser, gießt abgekochtes, kaltes Wasser darauf, schließt die Gläser durch Auflegen von Ring und Deckel, stellt sie in ein Wasserbad (Beckapparat usw.), sterilisiert sie 30 Minuten bei 90 Grad und läßt sie in diesem erkalten.

5. Grüne reife Stachelbeeren

werden von Stiel und Blüte befreit, gewaschen und in gleicher Weise eingelegt wie Rhabarber.

Es ist jedoch bei dem augenblicklichen Zuckermangel unwirtschaftlich, sie unreif zu verwenden; nur im Notfall sind sie nach obiger Anweisung einzulegen.

6. Saftreiche, reife Früchte in Flaschen und Patentgläsern.

Saftreiche Früchte wie Erdbeeren, Johannisbeeren, reife Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Pflaumen, Kirchen, Aprikosen, Pflaumen, Birnen usw. werden, nachdem sie vorbereitet worden sind, entweder unzerlegt oder zerlegt in

gereinigte Flaschen oder Patentgläser gelegt. Diese werden in bekannter Weise mit Bindfaden zugebunden, mit Heu oder Papier umwickelt und im Wasserbad (s. Vorschrift B) 30 Minuten bei 90 Grad sterilisiert.

7. Bereitung von Saft.

Hierzu eignet sich jede saftreiche Frucht. Die vorbereiteten Früchte werden mit wenig Wasser zum Kochen gebracht; sind die Früchte gut zerlegt, so schüttet man sie auf ein Filtriertuch, so daß der durchfließende Saft in einer Schüssel aufgefangen werden kann. Diesen Saft bringt man nochmals zum Kochen, um ihn dann sogleich in gut erwärmte Flaschen zu füllen, die sofort zu verkorken und nach Vorschrift 1 weiter zu verschließen sind.

Soll der Saft später, wenn Zucker zur Verfestigung steht, zu Gelee verarbeitet werden, so darf er nur bis auf 80 Grad erhitzt werden, weil der bis auf höhere Grade erhitzte Saft schwerer gellert.

8. Bereitung von Mus.

Zur Musbereitung kommen hauptsächlich Pflaumen und Birnen in Betracht. Die vorbereiteten Früchte gibt man in einen Kessel, unter dem man ein gelindes Feuer angezündet hat, und kocht die Früchte unter beständigem Rühren so lange, bis ein steifes Mus entstanden ist, was bei größeren Mengen oft 12 Stunden in Anspruch nimmt. Das Mus wird dann in Steintöpfe gefüllt, die — wenn sie ausgekühlt sind — mit festem Papier zugebunden werden. Ist das Mus nicht steif genug eingekocht, so ist das Ueberetrocknen des in die Steintöpfe eingefüllten Muses im Backofen zu empfehlen.

9. Bereitung von Marmelade mit Benzoesaurem Natron (Halbfabrikat).

Hierfür eignen sich alle besonders gut ausgereiften Früchte. Die Früchte werden — je nach ihrem Saftgehalt — mit mehr oder weniger Wasser soweit verköcht, daß eine breiartige Masse entsteht. Dann wird die heiße Masse gewogen und unter jedes Kilogramm 1 Gramm Benzoesaures Natron in trockenem Zustand gerührt. Der Fruchtbrei, der mit Benzoe nicht mehr kochen darf, wird dann in Steintöpfe oder Gläser gefüllt und — wenn erkaltet — mit Papier zugebunden.

Dieser Fruchtbrei ist besonders geeignet zur Streckung von Kriegsmarmelade.

Der Eremit.

Ich lebe tief in der Vergangenheit
Und trachte, die entleitende zu fassen:
Mit Dante wandl' ich durch Ravennas Gassen
Und fühle Rembrandts Stolzbewußtes Leid.

Ich höre, wie ein Gott am Kreuze schreit,
Und sehe, wo die Mediceer prangen; —
Entrollte Jahre, die sich fromm verpassen,
Zu raumlos ewigem Rosenkranz gereiht.

Und hauste doch in hart umhagter Zelle,
Als wär' ich — bleich — vom Siechtum kaum genesen;
Nachtshweigen wandelt über meine Schwelle.

Woher empfing ich so verlorenes Wesen?
Das Buch, dein ich verfehnt und treu gelesen,
Blegt überleckt von des Mondes Helle . . .

Ernst Ludwig Schellenberg.
(Aus dem „Türmer“.)

Bunte Zeitung.

Neuer Vulkanausbruch. Wie das Niederländische Korrespondenz-Bureau amtlich aus Niederländisch-Indien meldet, hat am 20. Mai ein Ausbruch des Vulkans Kioet im Bezirk Erengat stattgefunden. 20 Dörfer sind vollständig, 6 Dörfer zum Teil vom Erdboden verschwunden. Im Bezirk Ular sind 11 Dörfer teilweise zerstört. Die Zahl der Toten und Vermißten wird 16 000 geschätzt; zahlreiche Personen sind geflüchtet. In Ular sind bisher 157 Leichen gefunden worden.

Wenn es Straferlaß gibt. Aus Insterburg (Ostpr.) schreibt man: „Zu einem hiesigen Rechtsanwalt kam ein alter Klient, einer, der bereits Zuchthaus hinter sich hatte. „Herr Anwalt, wieviel kriegt man für einen Pferdebiebstahl?“ fragte er. „Mindestens zwei Jahre Zuchthaus bekommen Sie!“ „Was meinen Sie?“ fragte der Mann weiter. „Gibt's bald wieder Amnestie?“ „Welk' ich nicht.“ erklärte der Anwalt.

„Na, ich werde das Pferd mir mal holen!“ Er zahlte und ging. Das scherzhaft klingende Geschichtchen hat eine sehr ernsthafte Rehrseite, die für die Frage der Bewilligung von Straferlaß von allen, die sie angeht, beachtet werden mußte.

Die größte Sorge. Deutschland schmelzte längst im Spargelgenuß. Ja, in Berlin kann man das köstliche Gemüß jetzt schon für 60 Pfg. das Pfund haben, dieere Stangen für eine Mark das Pfund. Die Köcher sind sich auch in dem Punkte nicht einig, welche Art der Zubereitung die feinste ist. Wir sagen selbstverständlich: auf deutsche Art. Und als Eideshelfer können wir die beiden berühmten französischen Feinschmecker Fontenelle und Dubos attieren, die der deutschen Art, nämlich dem im Salzwasser gekochten Gemüse, reichlich mit brauner Butter begossen, entschieden den Vorzug geben. D. h. die Sache hat einen Haken, der vielmehr zweit-erstens denken wir uns in diesem Jahr die braune Butter meist zu der Frühlingsoberflächigkeit, so dann verhält es sich mit den beiden Franzosen so, die strikten sich stets über die Art, wie Spargel zubereitet werden mußte. Einmal bestellte Fontenelle seinen Spargel auf italienische, Dubos auf deutsche Manier. Kurz vor dem Abendessen wurde der liebe gute Fontenelle von einem Schlaganfall heimgeführt. Dubos springt auf, eilt zur Tür hinaus und ruft — man glaubt etwa den Arzt? — nein, bloß den Koch, dem er den Befehl erteilt, jetzt allen Spargel auf deutsche Art zuzubereiten.

Einige gelungene Scherze finden wir in den Weggedorfer Blättern: Einfaucher Ausweg. Händler: „Auf Ehrenwort, ich verliere an dem Hilde bare hundert Mark, wenn ich es Ihnen zu dem angebotenen Preise ablasse.“ Käufer: „Nun, so mache ich Ihnen einen Vorschlag: Sie zahlen mir fünfzig Mark und ich kaufe das Bild nicht.“ — Auch eine Werbung. Verehrer (beim Spaziergang auf dem Friedhof): „Hier sind wir am Erbgräbnis meines Familien! (Ihre Hand ergreifend.) Und bei dieser Gelegenheit, Fräulein Lore, möchte ich Sie gleich fragen: Wollen Sie da vielleicht auch später mit hinein?“ — *M i s e r i a n d e n i s*. „Der Doktor hat mir heute seine Liebe erklärt, Lante.“ „Gut, hat er Pragis?“ „Ja, denke, er magste es wenigstens ganz gut.“ — Interessiert. „Du machst doch immer zum Zahnarzt, obwohl du doch schon fertig bist?“ „Ja, aber ich habe im Wartezimmer einen Roman angefangen, und den will ich noch fertig lesen.“ — Ueberlegen. Jeder Politiker behauptet, er hätte die Massen hinter sich. Wo nur die Menge Massen herkommt!

Rätsel-Ecke.

Schach-Aufgabe.
Treff-Tourne ohne Zehn.
Sie haben folgende Karten in der Hand:



Sie tournieren in der Hinterhand Treff-Sieben finden noch Carreau-Wie legen Sie ab und wie fallen die Karten, um gewinnen zu können?

Silbenwechsel-Rätsel.

Gellert, Fenchel, Onkel, Gendarm, Richter, Wesen, Nebel, Selma, Birnen, Berche, Keller.
In den vorstehenden Wörtern ist je die letzte Silbe wegzulassen und für eine neue Silbe vorn anzusetzen. Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter deuten eine Einrichtung des Nahrungsmittelamtes.
Zur Anwendung kommen die Silben: am, de, e, en, kan, wog, o, er, te, la.

Auflösungen aus der vorigen Nummer.

- Auflösung der Schachaufgabe.**
- | | |
|-------------------|-----------------|
| 1. S. E 7 — C 5 † | 1. R. E 3 — E 4 |
| 2. S. D 1 — D 7 | 2. R. E 4 — E 3 |
| 3. S. C 5 — D 4 † | 3. R. E 3 — E 6 |
| 4. S. legt Mat. | |

Auflösung des Silber-Rätsels Nr. 1.
Der Asten Rat, der Jungen Tod,
Der Männer Gut, war allzeit gut.

Verantwortlich: Dr. Karl Baez.